

Die Neue Welt

Nr. 18

Illustrirte Winterhaltungsbeilage.

1898

Der erste Mai.

Von Ludwig Leffen.

Der erste Mai! — Vom Glockenthurm kein Laut,
Den großen Weltensfeiertag zu kündend!
Noch liegt die Erde kalt und nachtblauhaut,
Das Haar zerzaust von milden Frühlingswinden.
Und doch so feierlich in Wald und Feld,
So festlich scheu und ahnungsvoll beklommen,
Als ging ein Flüstern durch die weite Welt,
Daß heut' der Völkerfrühlingsstag gekommen.

Der Morgen naht. Der Nebel, der die Welt
In graue Schleier hüllte, ist zerstoßen.
Das Weiß wird gelb . . . Dann hat am Himmelszelt
Der junge Tag die blut'ge Stirn erhoben.
Und immer weiter wächst am Firmament
Die rothe Gluth, wie eine Riesenwelle,
Bis daß der Himmel und die Erde brennt,
Dann tritt die Sonne in die Tageshelle.

Dun jubelt laut das Lerchenvolk zum Licht,
In tausend Halmen kochen junge Säfte.
Die Falter flattern, Käfer kriechen dicht
Den Schaft empor und saugen neue Kräfte.
Wie weiße Blüteninseln in der Luft
Des Faulbaums Aeste weit verzweigt sich recken,
Vom Licht umschäumt, umhaucht von weichem Duff,
Und in den Zweigen gelbe Sonnenflecken.

Ganz hinten nur ein ruh'ger Riesenschloß
Und graue Dächer, halb im Duff verschwommen . . .
Heut' tönt kein Hammer, keine Esse loht,
Kein Stampfen der Fabriken wird vernommen.
In Feierkleidern zieht es rings einher,
Was sonst im Frohdienst heuchender Maschinen:
Der harten Arbeit stirngefurchtes Heer
Mit schwiel'gen Händen und vergrämten Mienen.

Heut' wird die Noth gebannt in's enge Haus,
Heut' sind vergessen alle schweren Sorgen.
Und mit der Jugend stürmt der Greis hinaus
In's Maiengrün am Völkerfrühlingsmorgen.
Dein Fest begehen wir mit freud'gem Sinn
Als Zukunftsfest und Denktag uns'rer Todten,
Und deinem Dienst, du Himmelskönigin,
Erhab'ne Freiheit, sind wir heut' entboten!

Wir sahen dich: Du deinen Küßen lag
Die weite Welt, von deiner Macht bezwungen.
Am deinen Scheitel kreisten Nacht und Tag,
Und zu dir riesen sie in tausend Zungen.
Kein Diadem hielt deine Stirn umspannt,
Kein Purpurmantel fiel in stolzen Falten
Am deine Schultern; deine weiße Hand,
Nicht Schwert noch Szepter hatte sie gehalten.

Du standest da, das Haupt geküßt in Licht,
Und segnend ausgebreitet beide Hände.
Vor dir dein Volk der Arbeit, arm und schlicht,
Doch freud'gen Herzens, zahllos, ohne Ende.
Ihm wiesest du die Bahnen und das Ziel,
Und deine Stimme klang, wie Siegfriedslocken . . .
So standest du, bis daß die Dämm'ring fiel,
Und fernher drang ein Klang von Abendglocken.

Da war es uns, als ob ein Windhauch leis
Zu unsern Häupten säuselnd sich erhoben,
Und rings umher erschauert' Blatt und Reis,
Und blutroth lag der Abendhimmel droben.
So schied der Tag . . . Bläß sah'n vom Himmelszelt
Die ersten Sterne, als wir heimwärts gingen . . .
Und dort im Nebel lag die dumpfe Welt,
Die Welt zum Kämpfen und zum harten Ringen!

Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Schon seit einiger Zeit hatte Gustav, der die Zeitungen jetzt eifrig nach Stellenangeboten durchforschte, gelesen, daß ein gewisser Bittwig, der sich „Aufseheragent“ nannte, seine Vermittlung anbot für junge Leute, welche nach dem Westen auf Sommerarbeit gehen wollten. Durch Bekannte hatte er weiter gehört, daß derselbe Agent eine Art Arbeitsvermittlungsbureau in der Stadt aufgethan habe, daß er auch die Dörfer in der Runde besuche, um Mädchen und junge Männer zu miethen.

In dieser Gegend war die Sachfengängerei noch unbekannt. Es war das erste Mal, daß ein Agent aus den westlichen Zuckerrübenstrichen hier gesehen wurde. Die fabelhaftesten Gerüchte gingen dem Manne voraus. Man versprach sich goldene Berge. Die Leute, welche nach Sachsen zur Rübenarbeit gingen, hieß es, könnten sich im Laufe eines Sommers dort ein Vermögen erwerben. Andere wieder sagten, diese Agenten seien nicht besser als Sklavenhändler, und die Mädchen und Burschen, welche ihrem Lockruf folgten, sähen einem schrecklichen Loos entgegen.

Gustav hatte, als er noch bei der Truppe war, die Sachfengänger alljährlich im Frühjahr durch die Stadt ziehen sehen, von einem Bahnhof zum anderen, auf Möbelwagen: Weiber und Männer zusammengepackt mit ihren Ballen und Läden, oder auch heerdenweise durch die Straßen getrieben, wie Vieh. Fremdartige Gestalten waren das gewesen, Polacken, schmutzig, zerlumpt. Er hatte die Gesellschaft aus tiefster Seele verachtet, und nie bisher war ihm der Gedanke gekommen, sich diesen zuzugesellen.

Eines Tages nun fand er am Spritzenhause in Halbenau einen Anschlag, auf welchem der Aufseher-Agent Bittwig mittheilte, daß er im Kreischam angekommen sei und Anmeldungen von Mädchen sowohl wie jungen Männern zur Sommerarbeit in Sachsen annehme.

Gustav, der eigentlich auf dem Wege zu seiner Braut begriffen war, las den Anschlag ein paar Mal aufmerksam durch. Sich anbieten! Nein, das wollte er nicht. Er hätte den schon geführt, der ihm, dem gewesenen Unteroffizier, hätte zumuthen wollen, unter die Muskelweiber zu gehen. Aber anhören konnte man sich schließlich doch mal, was der Agent zu sagen hatte, das verpflichte ja zu nichts.

Vor dem Kreischam schon merkte man, daß hier etwas Besonderes heute vor sich gehe. Leute gingen und kamen. An der Thür stand ein Haufe junger Burschen, Hände in den Taschen, Zigarren im Munde, welche die Mädchen, die zahlreich in den Gasthof strömten, bekrittelten und verhöhnten. Gustav schloß sich dieser Gruppe an. Jetzt hineinzugehen, schämte er sich doch.

Er stellte sich also zu den Burschen. Es wurde viel gespuckt, bramabastirt und geflucht. Der Kerl da drinnen mache die Mädels ganz verrückt, hieß es. Das Blaue vom Himmel lüge er herunter, und Einige habe er auch schon bald so weit, daß sie unterschreiben wollten. Er suche sich die Zungen und und Hübschen aus. Verheirathete wolle er garnicht haben. Da könne man sich ja ungefähr vorstellen, was er im Schilde führe. Es folgten düstere Andeutungen. Einer wollte in einer Zeitung gelesen haben, wohin derartige Mädchen verschwandten.

Gustav hörte sich das Gerede eine Weile mit an, dann meinte er, man solle doch lieber hineingehen und dem Burschen auf die Finger sehen bei seinem Geschäft. Sie würden wohl noch Mannes genug sein, ihn, falls er im Trüben fische, aus dem Orte hinaus zu besorgen.

Einige von den jungen Leuten folgten ihm in den Kreischam.

Die große Gaststube war gedrängt voll Menschen. Dem Eingange gegenüber saß der Agent an seinem Tische mit Schreibzeug und Papieren. Um ihn her standen und saßen alte und junge Männer. Die Mädchen hielten sich mehr an der Wand, sie schienen verschüchtert und wollten sich nicht recht herantrauen.

Der Aufseheragent war ein Mann von behäbigem Aeußeren mit braunem Vollbart, in einem Anzug von brauner „Jäger“-wolle, der ihn wie ein Sack einschloß und nichts von weißer Wäsche sehen ließ. Auffällig an ihm waren die großen lebhaften schwarzen Augen.

Er war soeben im Wortwechsel mit ein paar jungen Männern begriffen, welche Soldatenmützen trugen und die, wie Gustav schnell erkannte, nicht aus Halbenau waren. Die jungen Leute behaupteten, das seien Schumböhne, die Jener anböte, dafür brauchte Niemand die weite Reise zu machen. Verhungern könne man hier so gut wie anderwärts, umsonst.

Der Agent ließ die Beiden eine Weile reden. Er saß an seinem Tische mit gelassener Miene, er schien seiner Sache sehr sicher zu sein. Er gebrauchte seine Augen, indem er die einzelnen Gesichter um sich her scharf beobachtete.

Jetzt schlossen sich auch Einheimische den beiden auswärtigen Schimpfern an. Für solche Löhne könne man kaum sein Leben fristen, hieß es, geschweige denn etwas verdienen oder zurücklegen. Da wolle man doch lieber daheim bleiben bei sicherem Brot.

Nun erhob sich der Agent von seinem Platze, er ging unter die Leute. Vor einem der Haupt-Klugredner blieb er stehen. Er solle ihm doch einmal erzählen, was er verdiene, sagte er in vertraulichem Tone. Der junge Mensch war etwas verblüfft und wollte nicht recht mit der Sprache heraus, dann nannte er einen Satz; Andere widersprachen, so viel verdiene der nicht, hieß es. Es gab darüber ein Hin und Her. Der Agent ließ die Leute ausreden und blickte mit überlegenem Lächeln drein. Dann griff er wieder ein; den Widerspruch, in den sich der junge Mann verwickelt hatte, geschickt benutzend, machte er ihn lächerlich, so daß er die Lacher auf seiner Seite hatte.

Eine ernstere Miene auflegend, hielt er darauf eine kleine Ansprache. Die Leute sollten nur Vertrauen zu ihm fassen, sagte er. Er sei als Freund zu ihnen gekommen. Er wisse, wie es dem kleinen Manne um's Herz sei in diesen schweren Zeiten; sei er doch selbst aus dem Arbeiterstande hervorgegangen, habe sich durch seiner Hände Werk emporgearbeitet. Aber stolz sei er nicht geworden.

Der Mann besaß eine gewisse breite Gemüthlichkeit, etwas volkstümlich Biedermännisches in Worten und Gebärden, das zum Herzen des kleinen Mannes sprach und ihm auch hier schnell die Gemüther eroberte.

Unter den Anwesenden waren viele Tagelöhner, Dienstleute, kleine Stellenbesitzer, lauter armes Volk, das um seine Existenz rang. Auch ein paar Armenhändler waren zur Stelle. Die meisten hatten sich wohl nur des Zeitvertreibs wegen hierher begeben, um 'mal zu sehen, was ein „Aufseheragent“ eigentlich für ein Ding sei, und „ob der Starke was los hatte.“

Gekrunkelt wurde viel. Hinter dem Schänkisch stand Kachelofen, der die Pfennige eben so gern von den Armen nahm wie von den Reichen. „Kleinvieh macht och Mist,“ pflegte er philosophisch zu sagen. Richard ging umher an den Tischen und nahm die leeren Gläser in Empfang, setzte volle auf und kassirte. An den erhigten Gesichtern und den lauten Stimmen konnte man merken, daß Einzelne schon zu viel des Guten gethan hatten.

Agent Bittwig hatte sich inzwischen in eine abgelegene Ecke des Raumes begeben, wo mehrere Mädchen beisammen saßen, ängstlich und rathlos, wie ein Völkchen junger Hühner. Der Aufseher-Agent pflanzte sich vor sie hin und suchte sie durch freundliche Blicke und Worte zu firren. Er pries ihnen die Vorzüge seines Kontraktes. Seine Anpreisung war geschickt auf den weiblichen Sparfameis- und Ordnungssinn berechnet. Sie könnten ihren ganzen Lohn zurücklegen, da sie Alles geliefert bekämen und keinerlei Ausgaben hätten. Die meisten Mädchen brächten im Herbst ihre dreihundert Mark

zurück; er kenne auch welche, die es bis fünfhundert gebracht hätten. Viele Mädchen verdienten sich auf diese Weise ihre Ausstattung.

Die Mädchen sagten nicht viel, aber ihren Mienen war es leicht abzusehen, daß sie große Lust hatten, der Lockweise des Fremden zu folgen.

Gustav hatte sich anfangs nicht viel darum gekümmert, was in jener Ecke vorgehe. Er war darüber, den Kontrakt durchzulesen, welchen der Agent ausgelegt hatte. Es befanden sich noch keine Unterschriften darunter. Als er dann nach der Mädchenecke hinüber blickte, erkannte er zu seiner nicht geringen Verwunderung seine eigene Schwester Ernestine, die sich in der Gruppe befand. Sie saß unter den Vordersten und folgte den Reden des Werbers mit gespannter Aufmerksamkeit. Wollte die sich etwa gar verdingen? Er trat hinter den Agenten; er wollte doch einmal genauer feststellen, was der den Mädels eigentlich vorzuschwage.

Der Werber war gerade dabei, auseinanderzusetzen, welche Lebensweise ihrer in Sachsen harre. Sie wohnten gemeinsam in besonderen Häusern, auch Kasernen genannt. Ihre Betten und Kleider konnten sie sich mitbringen, für alles Andere sei gesorgt. Die Lebensmittel bekämen sie geliefert. Früh, ehe es zur Arbeit ging, setze man sich seinen Topf an. Ein Mädchen bleibe zurück, um nach dem Feuer zu sehen und die Töpfe zu rücken. Den Abend hätten sie ganz für sich, ebenso den Sonntag.

Der Mann verstand es, das Leben der Sommerarbeiter in der angenehmsten Weise zu schildern. — Dann begann er von der Arbeit zu sprechen, für die sie gemiethet würden. Er meinte, die sei leicht, jedenfalls ein Kinderspiel im Vergleich zu Dem, was man in dieser Gegend von den Frauen verlange. Rüben hacken und verziehen, zur Erntezeit Getreide abrafen und binden, und im Herbst Kartoffeln ausmachen und Rüben roden. All' die schweren und unappetitlichen Verrichtungen, die sie zu Haus thun müßten, wie: misten, jauchen, graben, dreschen, melken, farren und die Egge ziehen, fielen da weg. Auch würde meist in Akkord gearbeitet, ohne Aufsicht von Seiten der Dienstherrschaft. Ganz frei sei man und ungebunden. Könne es etwas Schöneres geben? Und im Herbst kehre man dann, mit dem ganzen reichen Lohn des Sommers, frohen Muthes in die Heimath zurück.

Der Werber machte eine Pause. Er hatte die Stimmung so gut vorzubereiten verstanden, daß er nur noch die Hand auszustrecken brauchte, und er hatte die Mädchen alle.

Da trat Gustav vor und sagte, er wolle 'mal ein paar Fragen stellen. „Bitte schön!“ meinte der Agent. „Dazu bin ich hier, um Rede und Antwort zu stehen. Je mehr Sie fragen, desto angenehmer ist es mir.“ Er sagte das mit größter Zuorkommenheit, betrachtete sich den jungen Mann jedoch gleichzeitig mit forschenden Blicken, die nicht frei von Argwohn waren.

„Wir haben ja hier Alle gehört,“ begann Gustav und wandte sich mehr an die anwesenden Männer, als an die Frauen, „wie schön dort Alles ist, wo der Herr uns hinbringen möchte, und wie dort Alles gut ist, viel besser als hier bei uns.“ Er stockte. Das freie Sprechen war ihm etwas völlig Ungeohntes. Einen Augenblick lang gingen ihm die Gedanken aus. „Du bleibst stecken!“ dachte er bei sich. Dann nahm er alle Willenskraft zusammen und fand das verlorene Gedankenende wieder. „Solch ein Land möchten wir wohl Alle kennen lernen, wie es der Herr da beschreibt. Aber ehe ich den Kontrakt unterschreibe und mit dem Herrn Aufseher-Agenten dorthin gehe, da möchte ich doch vorher von ihm noch Eins wissen: nämlich, warum denn die Leute dort, die Burschen und die Mädels aus dem Lande, von dem uns der Herr erzählt, warum die denn nicht auf Arbeit gehen wollen und sich das Verdienst mitnehmen? Oder giebt's dort etwa keine Arbeiter nicht? Das glaub' ich doch nicht!“ —

Die Anwesenden waren diesen Worten mit Spannung gefolgt. Die Männer gaben ihren Beifall zu erkennen. Das war einleuchtend! Böttner hatte recht! Es war doch auffällig, daß die Leute in jener Gegend sich den Vortheil entgehen lassen sollten, der ihnen hier angepriesen wurde. Man war neugierig, was der Agent hierauf zu antworten haben würde.

Der zuckte die Achseln und lachte. Er schien der Sache einen harmlosen Anstrich geben zu wollen, indem er sie auf die leichte Schulter nahm. „Ihr Leute!“ rief er: „Ihr müßt Euch das nicht so vorstellen wie hier! Bei uns im Westen, das ist eben eine ganz andere Sache.“ . . . Dann erzählte er von der Fruchtbarkeit des Bodens und der intensiveren Wirtschaftsweise in jenen Distrikten, welche eine große Menge von Menschenkräften erfordere, mehr als meist zur Hand seien.

Die Erklärung versing nicht bei den Leuten. Der Mann mochte noch so schön und gelehrt sprechen, die klare Frage, welche ihm vorgelegt worden war, hatte er nicht beantworten können. Irgend einen Haften hatte die Geschichte also doch!

Gustav gab dieser Stimmung Ausdruck, indem er fragte, ob etwa die jungen Leute dort sich zu sein dünkten zur Feldarbeit, daß man so weit hinausziehen müsse, bis zu ihnen, nach Arbeitern.

Der Agent erklärte, die Leute dort seien durchschnittlich wohlhabender als hier im Osten. Viele gingen auch in die Städte und widmeten sich anderen Berufen als gerade der Landwirtschaft.

„Da haben wir's!“ rief Gustav, welcher den Mann nicht ausreden ließ. „Da hört Ihr's! Wie ich gesagt habe! Die Sache ist genau so: Wir sollen eben das machen, was denen dort nicht paßt. Wozu die sich zu gut vorkommen, dazu werden wir geholt. Ne, das paßt uns auch nicht — nicht wahr? Wir sind nicht schlechter hier, als irgend wer andersch!“

Gustav sah sich fragend im Kreise um. Die Männer riefen ihm zu, daß er recht habe. Der Berber, welcher merkte, daß die Dinge eine ungünstige Wendung für ihn zu nehmen begannen, rief mit erhobener Stimme: Man solle ihn nur anhören, er werde Alles haarklein erklären. Aber schon hatte er die Aufmerksamkeit verloren. Man schwahte laut durcheinander und murzte. Für dumm solle man die Halbenauer nicht halten, hieß es. Im Sacke wollten sie die Klage nicht kaufen. Das sei der reine Menschenfang, der hier getrieben würde, rief einer von den jungen Leuten mit Militärmütze.

So flogen die Redensarten hin und her. Jetzt redete Mancher von der Leber weg, der sich's zuvor nicht getraut hatte. Der Agent gab das Spiel noch nicht verloren, er trat an Einzelne heran, setzte ihnen zu, eiferte, widersprach, wollte berichtigen. Er hatte gut sich abmühen, er fand keinen Glauben mehr. In diesen einfachen Klöpfen war das Mißtrauen rege geworden, und mit Engelszungen ließ sich ihnen der Argwohn nicht wieder ausreden.

Wer jetzt noch Lust hatte, den Kontrakt zu unterschreiben, wagte es nicht mehr, aus Angst, sich vor den Dorfgenossen lächerlich zu machen. Die Mädchen gingen eine nach der anderen hinaus, besorgend, es möge hier wohl noch gar zur Kauferei kommen.

Agent Jittwitz packte schließlich mit ärgerlicher Miene seine Papiere zusammen und verschwand.

* * *

Die Männer blieben noch beisammen. Gustav Böttner war der Held des Tages. Das war etwas ganz Neues für ihn. Das Bewußtsein, von Seinesgleichen anerkannt zu werden, hob sein Selbstgefühl. Er war so ganz unvorbereitet dazu gekommen; er wußte selbst nicht, wie ihm geschähe. Der blaue Dunst, den dieser Agent den Leuten vorgemacht, hatte ihn verdroffen, und da hatte er frei herausgesagt, was er für recht hielt, ohne Haschen nach Bewunderung. Der Erfolg, den er gehabt, setzte ihn selbst in Erstannen. Die Aufmerksamkeit, deren Gegenstand er gegen seinen Willen geworden, that ihm aber doch wohl, bekam schließlich etwas Prickelndes, Veraufschendes für seine wenig verwöhnte Eitelkeit.

Und die Umgebung sorgte dafür, daß dieses Gefühl sich steigerte. Man feierte den Sieg, brüstete

sich damit, dem Aufseher-Agenten das Geschäft gründlich gelegt zu haben. „Ja, wir Halbenauer!“ hieß es. Die Begebenheit wurde noch einmal durchlebt, breit getreten, ausgeschmückt. Die Schnapsflasche machte die Runde. Hier wurde bestellt; bald gab Dieser, bald Jener eine neue Auflage zum Besten.

Auch Gustav durfte sich nicht lumpen lassen, er ließ ansfahren. Dabei machte er sich's zum besondern Scherz, jedes Glas einzeln heranbringen zu lassen, nur um das Vergnügen zu haben, seinen Better Richard Kaskel auf seinen Wink springen zu sehen. Hinter dem Schänkisch erschien jetzt auch Ottilie. Sie schielte nach dem Better hinüber und lächelte ihm mit schiefem Munde zu. Er hob das Glas, und ihr zutrinkend, rief er: „Auf Deine Schönheit!“ Ein schallendes Gelächter der Burtschen antwortete. Ottilie zog sich, scheinbar gekränkt, von der Bierausgabe zurück.

Während man noch den schlechten Wig bejubelte, trat ein Fremder in's Zimmer. Seinem Aufzuge nach war er ein wandernder Handwerksbursche, auf dem Rücken den „Berliner“, den „Stenz“ in der Hand.

„Kann Kunde!“ begrüßte ihn einer von den jungen Leuten, der auch einmal auf der Walze gewesen war und die Kundensprache beherrschte.

„Kann Kunde!“ kam es aus dem Munde des Wandersmannes zurück.

„Na, Kunde, wie ist der Tals gewesen?“

„Denkst Du, ich wer' Klinken pugen? Ne, dazu is meinen Ollen sei Sohn zu nobel.“

„Na, Kunde, nobel siehst Du grade nich aus. Du wirst wohl schmal gemacht han! Oder bist Du gar verschütt gegangen?“

„Ich und verschütt gehn! Nich mal Knast gemacht ha' ich. Mei Lebtag nich! Ich hab' freilich meine Flebben in Ordnung. Willst se sehn?“

„Ich bin keen Deckel nich! Laß Deine Flebben, wo se sind. Willst' en Soruff, Kunde?“

„Freilich mecht'ich ä Nordlicht pugen. Hier is aber, wech der Hols, ene dustige Winde.“

„Hast wohl lange Leg' um tanen müssen?“

„Pitus machen kann mer nich alle Tage auf der Walze. Meine Klust is och mieß, die Trittschen hier sind ganz verrissen und 'ne reine Staube hab' ich vor drei Wochen angehabt.“

„Na, laß Dich vom Bruder schmieren, Kunde!“

„Wenn ich man Messume hätte!“

„Hier, trink mal!“

„Prost, edler Menschentrend!“

Gustav hatte sich den Mann, der eben das Glas zum Kunde führte, inzwischen mit Aufmerksamkeit betrachtet. Den mußte er doch kennen. Himmel-donnerwetter! war das nicht Wenn das nicht Häschke war, wollte er sich hängen lassen! Häschke, mit dem er zusammen eingetreten war bei der zweiten Schwadron. Freilich, der Bollbart veränderte ihn, und die Vagabundenkleidung. Aber an den lebhaften Augen, der Stimme und den Bewegungen erkannte er den ehemaligen Kameraden wieder.

„Häschkefor!“ rief Gustav und unterbrach damit die Unterhaltung der beiden Kunden.

Der Handwerksbursche fuhr herum. „Böttner! Hol' mich der Teufel. Böttnergust!“

„Gleich noch ein Bier für meinen Kameraden!“ rief Gustav nach dem Schänkisch hinüber.

Nun ging ein eifriges Fragen los von beiden Seiten. Drei Jahre und ein halbes war es jetzt her, daß sie einander nicht gesehen hatten. Denn Häschke war nach beendeter Dienstzeit herausgegangen, während Böttner kapitalirt hatte.

Häschke hatte sich neben Gustav setzen müssen. Nun mußte er von seinen Erlebnissen berichten. Er war von der Truppe zunächst in seine Heimath, das Königreich Sachsen, zurückgekehrt. Von Profession war er Schlosser und hatte für's Erste bei einem Meister seines Handwerks Arbeit genommen. Dort war seines Bleibens aber nicht lange gewesen. Er hatte Krach bekommen mit dem Meister. Nun war er gewandert, hatte dabei einen guten Theil Deutschlands gesehen. Im Weisfällischen war er hängen geblieben, eines Mädels wegen, sagte er. Dort hatte er sich in eine Maschinenwerkzeugfabrik

verbunden. Bald darauf war Streik ausgebrochen und er hatte seinen Stab weitersetzen müssen. Einige Monate lang hatte er beim Nordostsee-Kanalbau Arbeit gefunden. Nachdem er den Winter über in einer Posenischen Zuckerrfabrik als Heizer Verwendung und Unterschluß gefunden, lag er jetzt wieder auf der Landstraße.

(Fortsetzung folgt.)



Aus dem kirchlichen Leben des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Paul Kämpfmeier.

Von der sagenreichen Insel Nügen her rauscht an unser Ohr noch so mancher längst verhallte Klang, und mit ihm werden dann Zeiten lebendig, die andere Sitten, andere Gebräuche kannten. Hier auf der meerumschlungenen Insel schauen wir noch ein Völklein mit ganz origineller Sprache, mit einer besonderen Tracht und mit eigenartigen Lebensgewohnheiten. Es ist das Volk der weit berühmten Mönchsgüter, das sich hier ein Stück Sonderthum eigenförmig bewahrt hat. Auf diesem Boden altväterlicher Sitte hat sich noch fest das Andenken an den Bußplatz erhalten, auf dem einst völlig zerknirscht die jungen Mädchen standen, die in überschäumender Liebeslust dem theuren Manne nichts verpagt hatten.

Und diese Bußplage fanden sich einst fast überall in den deutschen Gemarken. Sie gaben Kunde von der weitreichenden Macht der Kirche, die streng ihr Zensuramt über die sündhafte Menschheit ausübte. In diesem unserem Zeitalter der Weltkinder und Spötter hält es schwer, sich vorzustellen, wie tief in die Geheimnisse des Privatlebens der Alles strafende Blick der Geistlichkeit drang. Erst dann, wenn wir das straffe Leiseln gesehen haben, an dem die Geistlichkeit unser individuelles Empfinden, Denken und Handeln hielt, können wir die Schwierigkeiten ahnen, die wir auf unserem Gange zum Licht und zur Freiheit zu überwinden hatten.

Nun denn, kriechen wir einmal wie die Krebse rückwärts in jene Epoche hinein, in der die protestantische Geistlichkeit noch mit wirksamen Zwangs- und Machtmitteln ausgerüstet war, um die vielen, vielen Vergehen des leider ach so schwachen menschlichen Herzens empfindlich zu treffen.

In den Zeiten, als der Großvater die Großmutter nahm, war das Leben noch viel inniger von der Kirche und ihren Gebräuchen umschlossen als heute. Der Geistliche war der Vertraute unserer Altvorderen bei allen ihren wichtigen Lebensschritten. Er setzte seinen Fuß oft in die Häuslichkeit seiner Pfarrkinder, und er erlauchte ihre Herzensgeheimnisse durch das Institut der Privatbeichte. Der ehrjame Pastor Matth. Mich. Kimmelmann stellte noch im Jahre 1734 das Ansehen, daß Scherze, Spähreden, unzüchtige Gedanken und Werke, ja sogar die harmlosen, verschwiegenen Kirchenschläfchen den Predigern gebeichtet werden sollten. Den offensbaren Sündern versperrten die Geistlichen den Zutritt zum heiligen Abendmahl, wenn ihre frommen und erbaulichen Neben so garnichts gefruchtet hatten. Ein zelotischer Pfarrer in Leipzig Namens Töllner ließ seine Bauern nicht zum Tische des Herrn zu, denn die Sündigen hatten sich allen geistlichen Ermahnungen zum Trost ihres geliebten, viel gefeierten „Pflingstbieres“ erfreut. Der fromme Pastor Jops in Essen ergrimmte in tiefster Seele über die lästerliche Tanzsucht seiner Schäflein, und er reichte daher den Tänzern nicht das heilige Abendmahl. Bei der Konfirmation mußten die Kinder dem gestrengen Herrn versprechen, niemals das Tanzbein zu schwingen.

Die Privatbeichte räumte den Geistlichen eine große Macht über die Seelen ihrer Pfarrkinder ein. Daher hielten sie mit äußerster Strenge an dem Beichten und dem Abendmahle ihrer Gemeindeglieder fest. Eine strenge Kontrolle übte man in Württemberg über die Beichtzettel der Kirchkinder. Die Superintendenten forderten sie bei den Lokalfisitationen ein. In Queblinburg wurde der „Abendmahlsverächter“ zu keiner christlichen Ehrentätigkeit,

ja nicht einmal zum Ehestande zugelassen. Ueber seinem Haupte schwebte drohend die Landesverweisung, und seiner wartete nach einem sündhaften, unbußfertigen Leben der schimpfliche, ungeweihte Platz hinter der Kirchhofsmauer. Wie einen Ausfägigen, wie einen von Gott gezeichneten Verstoßenen sollten die Gemeindeglieder den Abendmahlsverächter fliehen, und deshalb warnte im brandenburgischen Gebiete ein Edikt von 1701 alle Gemeindeglieder vor vertraulichen Freundschaften mit derartigen fluchwürdigen Menschenkindern.

Eine schwere Geißel in den Händen der Geistlichkeit war die Kirchenbuße. Sie ward unter ganz eigenartigen Formen ausgeübt. In Mecklenburg, in der Remeroner Gegend, mußte der Büßende noch

Die Kirchenbuße traf die Ehebrecher, Huren, Kuppler, Gotteslästerer, die Flucher, Sabbathschänder, die Diebe, Säufer, Freßer, die ungehorsamen Kinder, kurz ganze Klassen von Frevlern gegen menschliche und göttliche Gebote. In Holstein gehörte das Hals-eisen zu den kirchlichen Bußmitteln. In Sachsen ebenfalls. Hier vollzog man in dem Dörfchen Barthelsdorf die Strafe des „Halseisens“ an Sonntagen nach beendigtem Gottesdienst; in der Nähe des Kirchhofeinganges leitete man an einer Säule die Sünder und Sünderinnen mit schweren Halseisen fest. Ihre Verbrechen kündete eine Tafel über ihren sündhaften Häuptern. Ein weißes Tuch, ein Simmbild verlorener Unschuld, wehte über dem Kopfe des gefallenen Mädchens. Im Jahre 1719 am 28. Ja-

liche Frist von vierundzwanzig Stunden versäumte, eine Geldstrafe von fünf bis zehn Thalern zudiktirt. Damit die Schwachen, lebensunfähigen Kinder der großen Gnadengüter der Taufe theilhaftig würden, damit sie sich aus den Klauen des Teufels erretteten, wurden sie noch vor der völligen Geburt und vor der Ablösung von den Hebammen getauft.

Eine unermeßliche Machtfülle ruhte im Schooße der protestantischen Kirche. Von ihr rebeten laut die staatlichen Sonn-, Wet- und Feiertagsordnungen. Um die Herrschaft der Kirche über die Geister richtig zu erfassen, müssen wir einen Blick in diese Ordnungen werfen.

Die „Gräflich-Wiech-Kunkelische Polizey- und Mürgerichtsordnung“ vom 11. Februar 1765 schreibt



Maimorgen. Nach dem Gemälde von Ernst Hilbrand.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

im 17. Jahrhundert mit einem Wachslicht in der Hand knieend vor dem Altare seine Sünde bekennen und die Gemeinde, die er geärgert hatte, um Verzeihung bitten.

In anderen deutschen Landstrichen nöthigte man die Sünder zu einem demüthigenden Gange in die Wohnung der Prediger. Von hier aus folgten sie in besonderer Kleidung dem Seelenhirten in die Kirche. Dort nahmen sie auf einem allen Gemeindegliedern sichtbaren Sünderbänkechen Platz. Auf dem Bänkechen mußten sie nun eine tiefe Zerknirschung äußern, „wahre Reue und Buße aber ohne Affektation zeigen“. „Es ist ja besser,“ sagt ein Berliner Reglement von 1716, „daß der so übertreten hat, durch solche Bekennniß allhier vor den Augen der Menschen schamroth wird, als daß er an jenem großen Tage vor dem Angesichte des majestätischen Gottes, aller heiligen Engel und Auserwählten seine Sünde alsdann erst recht bekenne und darüber in Ewigkeit zu Schanden und verdammet werde.“

mar ließ ein fleischlich gesinntes Ehepaar schon elf Wochen nach der Verheirathung taufen. Zu dieser großen Sünde bemerkt das Kirchenbuch: „Diese beiden sind die ersten, die ohne Kirchenbuße, d. i. des Halseisens Strafe und Knien vor dem Altare drei Sonntage nacheinander (wie vor undenklichen Jahren allhier gebräuchlich gewesen), sind losgelassen worden, welches aber Gott an einem herrschaftlichen Bedienten 1719 den 6. Mai nicht ungerochen gelassen, davon diese Gemeinde Nachricht geben kann, und ein Verbrecher selbst 1720 durch eine abscheuliche Krankheit, daran er am 23. Februar gestorben.“

Zu den Sündern und Sünderinnen rebete damals die Kirche in einer anderen Sprache als heute. Sie wettete drein mit Halseisen und strenger Landesverweisung. In einigen Territorien sollte der laue, schwankende Christ, der sein Kind hartnäckig von der heiligen Taufe fernhielt, mit Landesverweisung und dem Staupbesen bestraft werden. Im Herzogthum Gotha erhielt Jeder, der bei der Taufe die geseg-

den „Ehren-Pfarrern“ vor, eine Spezifikation „der Huren und frühen Weislaßfälle“ einzusenden.

Die „Fürstlich-Hessen-Danauische Sonn-, Wet- und Feiertagsordnung“ vom Jahre 1748 hielt die Unterthanen fleißig zum Gebrauch des Abendmahls und des Kirchenbesuchs an. „Nuthwillige Verächter“ des Gottesdienstes und der Sakramente unterstanden der strengen Kirchenzensur. Der starke Arm der weltlichen Gerechtigkeit strafte diese gottlosen Bösewichter ebenfalls hart. Der niedrige Späherdienst über die äußeren Religionsübungen der Unterthanen fand eine entschiedene Begünstigung und lebhaft Förderung bei den geistlichen und weltlichen Autoritäten. So wurden in der Hessen-Danauischen Ordnung die Unterthanen, die Zeugen von unterlassenen Religionsübungen gewesen waren, zur Denunziation derselben verpflichtet.

Derartige Frevel mußten den Geistlichen oder Beamten angezeigt werden. Der Bier- und Branntweinschank war an vielen Orten während der Predigt

untersagt. Wurde ein Zecher beim Glase Bier während der Predigt betroffen, so mußte er in vielen Gemarken einige Gulden Strafe zahlen. So lange in der Kirche Gottesdienst abgehalten wurde, hatten alle Kartenspiele zu ruhen. Der harmlose Spaziergänger, der Sonntags über Land gehen wollte, mußte in einigen Territorien dem hochwürdigen Herrn Pfarrer diese seine Absicht vorher mittheilen. In den Garnisonstädten pflegten häufig Wachen umzugehen, welche die gottsräflichen, während der Predigt zechenden Wirthshausgäste aufhoben und in die Hauptwache brachten.

An den Sonntagen duldete man die Spazier- und Lustfahrten nicht. Zu diesem Zwecke blieben die Thore Sonntags von Morgens früh bis Abends fünf Uhr geschlossen.

In die Vorstädte durften die Bürger wohl aus- und eingehen, aber bei Leibe nicht während des Gottesdienstes. In einer brandenburgischen Kirchenordnung waren Sonntags die Hochzeiten verboten; „ferner sollen am Sonntage keine Lust- und Spazierfahrten, es sei von königlichen Bedienten, Offizieren oder Bürgern, angestellt, auch die Thore zu dem Ende von Morgens früh bis Abends um fünf Uhr geschlossen gehalten und Niemand geöffnet werden, außer den Posten und fremden Reisenden. Diejenigen, welche im Frühling oder Sommer sich der Gartenlust bedienen, sollen gleichfalls des Sonntags nicht eher als um fünf Uhr Nachmittags herausgelassen werden, auch hernach bei guter Zeit sich nach Hause wieder verfügen. Des Sonntags soll durchgehends alles Spielen, so vom Glück dependirt, es habe Namen, wie es wolle, gänzlich verboten, abgeschafft und eingestellt, und

absonderlich keine Zusammenkunft zum Spiele, es habe Namen, wie es wolle, in einer Schenke, Krüge, Wirthshaus, als welches zum Trunke und anderer Leppigkeit nur Anlaß geben würde, gestattet werden“ (6. September 1714). Hier war auch die Feier der Fastnacht durch „Spiel, Aufzüge, Mummereien, Musik und Bratwürsten“ verboten: es solle ein Jeder vielmehr den Gottesdienst fleißig abwarten, kein Aergerniß geben und sein Geschäft nicht versäumen. In Churfachsen ward das Kegelspiel an den Sonntagen in Acht und Bann gethan. Der Kegelspieler, der sich gegen die Sonn-

tagsheiligung verging, wurde mit acht Tagen Gefängniß bestraft. Die württembergische „Sabbathordnung“ zählt zu den bei Strafe der Kirchenbuße verbotenen „Bewegungen“: „Reisen, Auslaufen über Feld, unnütziges Fuhrwerk, weltliches Amt, Befehl publiziren, Jungen aufdingen und lossprechen, Tanz, Weinschant, Spiel, Trinken, Mahlen (vom Müller), Viehhüten, Graften, Fischen, Arbeiten, Koffbeschalen, Kühe und Schweine anlaufen lassen.“

Zu dem Katechismusergamen an den Sonntagnachmittagen fanden die Prediger noch die ganze Gemeinde andächtig zu ihren Füßen versammelt. In Holstein ward die Versäumniß der Kirchenversammlungen mit Geldstrafen bedacht, die zum Theil in den Sädel der Geistlichkeit flossen. Lässige Kinder setzten sich in Churfachsen einer Gefängnißstrafe aus, und im brandenburgischen Gebiete hielten Geld- und Leibesstrafen die Bauern zu den Katechisationen an. Für-

wahr, die alte Kirche hielt ihre Schäfflein in harter, geistiger Knechtschaft! Und dennoch sollten auch diese knechtischen, scheinbar unzerstörbaren Fesseln der Kirchenherrschaftezsprenge werden.

Die Lichtstrahlen des Zeitalters der Aufklärung und der Humanität fielen auch in das Halbdunkel der Kirche. Vor diesem Licht verblaßten die Schemen der geoffenbarten Religionen. Im Schooße der Kirche selbst brachen sich Strömungen Bahn, die mit den Waffen der Vernunft und Wissenschaft die Welt der religiösen Wunder heftig befehden.

Der harte, grausame Geist der Kirchenbußen konnte nicht mehr vor der werdenden humanen Gesetzgebung bestehen. War nicht die Folge jener ehrenreichen Kirchenbuße, die zahlreiche unglückliche Mädchen dem boshaften Gespött ihrer Mitmenschen aussetzte und zu niedrigen Dirnen herabwürdigte, der Kindermord und die Fruchtabtreibung? Das mußte damals selbst dem beschränkten Kopfe eines Polizeibüttels einleuchten. Daher schritt die Gesetzgebung überall zur Abschaffung der Kirchenbuße. Klar sprach sich namentlich ein mecklenburger Edikt im Jahre 1753 über die schrecklichen Folgen der Kirchenbuße aus. Dort heißt es:

„Demnach es sich aus vielfacher Erfahrung bestätigt, daß die in unserer Kirchenordnung wider die Uebertreter des sechsten Gebots verordnete Kirchenbuße dem Laster der Unzucht nicht gewehrt, noch überhaupt der damit abgezielte gute Endzweck erreicht werde, sondern wir dagegen vielfach vernehmen müssen, daß, um derselben zu entgehen, zum böteren leichtfertige, aus unzüchtigem Beischlase gebährende Personen sich in noch größere Verbrechen so weit verfühndigen, daß sie sogar keinen Abscheu tragen, auf die unnatürliche Weise an ihre natürliche Leibesfrucht gewaltsam Hand zu legen und Kinder-Mörderinnen zu werden . . .“



Frühlingsblüthen. Von C. Van der.

Die vielfachen harmlosen Verletzungen der Sonntagsruhe setzten ganze Schwärme böswilliger Demuzianten in Thätigkeit. Geistliche, wie der fromme Spener, mußten sich verantworten, weil sie am Sonntage Briefe geschrieben hatten, und ein Prediger in Brieg, Heinrich Johann Sommer, büßte sogar sein Amt wegen seines Briefwechsels mit einigen sächsischen Pietisten ein. Die Kirchenglocken riefen damals noch weit zahlreichere Schaaren Gläubiger in die Gotteshäuser als heute. Deshalb fiel der lässige Kirchenbesucher direkt den Geistlichen auf, die nun sein verstocktes Innere durch Kirchenbußen zu läutern suchten.

Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts beseitigten die deutschen protestantischen Staaten fast überall die öffentliche Kirchenbuße, und mit ihr verschwand ein gewaltiges, die Geister knechtendes Buchmittel der Kirche.



Der Lanzettfisch.

Eine darwinistische Skizze. Von Curt Grotteiwitz.

Es würde wahrscheinlich Jeder ohne Weiteres eine bejahende Antwort geben, wenn man ihn fragte, ob er Säugethere, Fische und Reptilien voneinander unterscheiden könne. Allein, wenn man einen Mal neben einer Wasserschlange, einen Walfisch neben einem Hai schwimmen sieht, so dürfte man nicht immer so leicht entscheiden, welcher Klasse jedes dieser einzelnen Thiere angehört. Der Naturforscher, der sich bis in's Eingehendste mit den Thieren beschäftigt, wird in diesen Fällen zwar keinen Zweifel kennen, jedoch auch für ihn ist es nicht immer ganz einfach, die Zugehörigkeit eines Thieres zu entscheiden. Die Natur läßt sich eben nicht so leicht in ein System bringen. Zwar bietet gerade der Darwinismus mehr als irgend eine frühere Lehre die Möglichkeit, die Thiere nach dem Grundsatz ihrer natürlichen Verwandtschaft aneinander zu reihen. Aber so einfach ist auch hier die Sache nicht. Denn jedenfalls ist die Entwicklung der Thiere von den niederen bis zu den höheren keine ununterbrochen aufsteigende Linie, es kommen vielmehr hier und da Abzweigungen vor, Seitensprünge und Nebenlinien, welche die aufwärts steigende Entwicklung unterbrechen.

Freilich zeigen diese Abzweigungen und Seitensprünge erst recht deutlich, wie unhaltbar frühere Vorstellungen waren, welche in dem Thierreich einen ganz bestimmten Schöpfungsplan, eine starre Symmetrie annahmen. Wenn nun der Darwinismus das Thierreich als einen Stammbaum von Lebewesen auffaßt, so muß daraus von selbst hervorgehen, daß eine Menge Seitenlinien mit immer neuen Seitenlinien ein ziemlich verwickeltes Abstammungsgefüge ergeben. Und zwar kann irgend eine kleine Thiergruppe den Stammbaum direkt fortsetzen, während eine andere sich ungeheuer reich und mannigfaltig verzweigt. Nun sind aber eine Menge Zweige des Stammbaumes, ganze große Gruppen und Seitenlinien ausgestorben, und die überlebenden Thiere sind dann um so weniger in ihrer Verwandtschaft zu erkennen, je mehr Zwischenglieder fehlen. Naturgemäß sind die meisten solcher Thiere ausgestorben, welche nahe am Anfang des Stammbaumes stehen; sie sind ja die ältesten. Unsere jetzigen Thiere stammen meist aus der jüngsten Erdpoche, als sich der Stammbaum schon sehr mannigfaltig verzweigt hatte. Aber gerade die Thiere, welche aus einem früheren Zeitalter unseres Planeten noch übrig geblieben sind, erregen unser Interesse, sie gerade zeigen am besten den Entwicklungsgang, den das Thierreich durchgemacht hat. Sie ergänzen meist auch vortrefflich die Lücken, welche sich in der Verwandtschaft unserer heutigen Thierwelt vorfinden. Sie sind freilich auch diejenigen, welche die alte Einteilung der Lebewesen erschüttern, welche sich zum großen Aerger aller Schulmeister so wenig in ein System einordnen lassen und überhaupt das meiste Kopfzerbrechen machen.

Unter diesen Thieren haben in den letzten Jahrzehnten zwei Arten dem Naturforscher besondere Verlegenheit und Schwierigkeit bereitet, zwei Thiere, die in ihrem Aussehen, in ihrem Körperbau, in ihrer Lebensweise so verschiedenartige Elemente und Eigenschaften aufweisen, daß sie fast als eine Art Fabelwesen erscheinen mußten. Es sind dies das Schnabelthier und der Lanzettfisch.

Das Schnabelthier weist in seltsamster Weise die Merkmale vom Säugethier, Vogel und Reptil auf. In seiner Größe, seinem langen, kurzbeinigen, pelzbelegten Leibe gleicht es am meisten dem Biber, während sein horniger, breitgedrückter, lang vorgestreckter Schnabel und seine mit Schwimmhäuten versehenen Füße an die Ente erinnern. Man rechnet das Schnabelthier zwar definitiv zu den Säugern,

da es seine Jungen mit seiner Milch ernährt, allein wie außerordentlich weicht es darin von allen Säugethieren ab, daß es Eier wie die Vögel oder die Reptilien legt. Auch in seinem inneren Körperbau erinnert es in mancher Weise an jene beiden Thierklassen, während es andererseits durch den Besitz von Beutelnknochen dem Känguruh und anderen niedrig entwickelten Säugethieren nahe gerückt wird.

Wenn so das Schnabelthier merkwürdige Uebergangsformen zu den verschiedensten Klassen des großen Wirbelthierkreises aufweist, so ist der Lanzettfisch oder Amphioxus (*amphioxus lanceolatus*) dadurch so interessant, daß er nicht nur ein Mittelglied zwischen Fisch und Reptil bildet, sondern daß er außerdem eine Verbindung herstellt zwischen dem Wirbelthierkreis und der großen Menge von Thieren, die kein Knochengeriüst, keine Wirbelsäule besitzen.

Der Lanzettfisch ist denn wegen der Seltsamkeit seiner äußeren und inneren Strukturverhältnisse zunächst zu den Schnecken, und zwar zu den gehäuselosen Schnecken, gerechnet worden, ganz abgesehen davon natürlich, daß man ihn in früherer Zeit wahrscheinlich als Wurm bezeichnet haben würde. Bis auf Pinné machte man es sich mit den Thieren, die keine Wirbelsäule besitzen, insofern leicht, als man alle unter die Würmer zählte und als solche nicht weiter beachtete. Der hervorragende Berliner Naturforscher Pallas, der überhaupt zuerst einen Lanzettfisch beschreibt, den er aus dem Meere von der Küste von Cornwallis erhalten hatte, hielt ihn, wie schon bemerkt, für eine Schnecke. Erst in der Mitte der dreißiger Jahre, als überhaupt das strengwissenschaftliche Studium der Zoologie begann, drang man in die Natur des merkwürdigen Thieres besser ein.

Was an dem kleinen, fünf bis sieben Centimeter langen, nach vorn und hinten pfeilartig zugespitzten Fischchen besonders auffiel, das war die Verbindung von Eigenschaften, die den Wirbelthieren zukommen, mit solchen, die den Würmern und anderen niederen Thieren eigen sind. Der Lanzettfisch besitzt Kiemen wie die übrigen Fische, und wie sie die Amphibien, Frösche, Salamander und dergleichen entweder wenigstens in der Jugendzeit oder auch für die ganze Lebensdauer besitzen. Er hat auch ein einigermaßen entwickeltes Blutgefäßsystem, allein ihm fehlt das Herz, und an dessen Stelle pulsiren die großen Blutadern. Das Blut selbst ist kalt, wie das aller Fische, aber es entbehrt der rothen Farbe, die sonst dem Blute der Fische eigen ist. Und während diese im allgemeinen mit Schuppen bedeckt sind, ist die Haut des Lanzettfisches kahl, einfach und glatt wie bei einem Wurm. Dagegen zeigen sich kleine Ansätze von Flossen in der Gestalt einer schmalen, hautartigen Falte, die sich vom Rücken aus um die Spitze des hinteren Körperendes zieht. Diese Eigenschaft ist es, die den Lanzettfisch in Verwandtschaft mit den Fischen bringt, während der Besitz von Kiemen ihn auch zu den Amphibien weisen könnte.

Wenn der Lanzettfisch keine Wirbelsäule besitzt, jenes so bedeutungsvolle Organ, das die Rückenmarksnerven in ausgezeichneter Weise schließt und dem Körper einen so vortrefflichen Halt gewährt, wenn er ferner keinen Schädel hat, so ist er damit eigentlich von der großen Gruppe der Wirbelthiere durch einen weiten Schritt getrennt. Er steht auf einer selbstständigen Stufe der Entwicklung, auf einem Stadium, in dem der Körperbau, Gefäße, Nerven noch nicht die Differenzirung erfahren haben wie bei den Wirbelthieren, in dem zu dieser Differenzirung jedoch die ersten Ansätze vorhanden sind.

Der Lanzettfisch scheint fast in allen Meeren vorzukommen, auch in der Nord- und Ostsee ist er nicht selten. Er lebt jedoch vorzugsweise an solchen Stellen des Ozeans, deren Sand ihm Gelegenheit giebt, sich schnell zu verkriechen. Oft liegt er Stunden lang auf dem sandigen Grunde, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Das kleine Fischchen ist in der glücklichen Lage, keine langen Exkursionen anstellen zu müssen, um Beute einzufangen. Es braucht nur den Mund aufzusperrern und die Nahrung mit dem Meerwasser einzuschlüpfen. Es lebt von allerhand mikroskopisch kleinen Thieren, wohl meistens von Infusorien, von denen ja jeder Wassertropfen eine große Menge enthält. Zur Verdaunung dieser leichten

Nahrung ist auch kein Magen nöthig, und so besteht denn das ganze Verdauungssystem in einem einzigen Kanal, der am Anfang als Speiseröhre und am Ende am Darm fungirt. Doch ist der ganze Kanal mit einer Art Wimpern ausgekleidet, die durch ihre Bewegung einen fortwährenden Strudel hervorbringen. Auch an der Mundöffnung des Thieres befinden sich eine Menge borstenartiger Wimpern, mit denen es das Eindringen und den Lauf der Nahrung hemmen oder befördern kann.

Wenn dem Lanzettfisch so ohne Anstrengung die Nahrung zufällt, deren er bedarf, so ist es kein Wunder, daß seine Sinnesorgane nur sehr schlecht ausgebildet sind. In seiner Färbung dem Wasser und dem Sande ähnlich, bedarf er nicht, wie der Hase, der seinen Feind schon von ferne wittert, eines feinen Gehörs, ja, er bedarf desselben überhaupt nicht. Und wie ihm die Ohren fehlen, so kennt er wohl auch keinen Geruch und keinen Geschmack, obschon man einen Ansat zu einem gemeinschaftlichen Organ für beide Funktionen entdeckt haben will. Wie dem auch sei, jedenfalls besitzt er ein Auge, aber auch dieses ist nicht gerade ein Ideal von Sehorgan, es ist im Gegentheil sehr wenig entwickelt und kann nur mit dem Mikroskop wahrgenommen werden. Unter diesem erscheint es als ein dunkler Pigmentkörper, der sich vorn am Ende des Nervenstranges befindet. Was es mit diesem Auge sieht, ist wohl nicht eben bedeutend, und es ist wahrscheinlich, daß das Sehorgan vielleicht einmal früher den Vorfahren des Lanzettfischchens gute Dienste geleistet haben mag, daß es aber durch Nichtgebrauch außerordentlich verkümmert ist. Dergleichen Beispiele giebt es ja genug viele Fische, die aus dem beleuchteten Oberflächenwasser des Ozeans in die dunklen Tiefen des Meeresdooches gewandert sind, haben die Sehkraft verloren, und ihr Auge ist entweder ganz reduziert oder überhaupt verschwunden. Und ebenso steht es auch mit den Thieren, die in den großen Höhlen Kentucky's oder Krains ein ewiges, durch keinen Lichtstrahl erhelltes Nachtleben führen.

Das Lanzettfischchen gräbt sich sehr oft vollständig im Sande ein, so daß nur die Mundspitze allein aus der Erde hervorguckt. Wird es berührt und aufgeschreckt, so fährt es schnelle, zuckende Bewegungen aus und schwimmt eventuell in bogenartigen Linien wie ein Wasserwurm hinweg, bis es sich schließlich wieder auf den Sand fallen läßt und hier regungslos auf der Seite liegen bleibt.

So interessant nun auch der Lanzettfisch in seinen Lebensgewohnheiten sein mag, so ist er doch in erster Linie darum ein so bedeutender Gegenstand der Forschung geworden, weil er in seinem Körperbau eine vortreffliche Vermittelungsbrücke von den höheren zu den niederen Thieren darstellt. Seine Existenz ist deshalb auch eine wichtige Stütze des Darwinismus und zugleich ein werthvolles Dokument für die früheste Entwicklungsgeschichte des Menschen. Wenn man schon in der noch ungeborenen Frucht von Säugethieren Kiemenpalten entdeckt hat, so liegt der Schluß nahe, daß diese Thiere, und mit ihnen der Mensch, aus Wasserthieren hervorgegangen sind. Diese Wasserthiere aber mögen einmal auf jener Entwicklungsstufe gestanden haben, auf welcher wir den Lanzettfisch jetzt finden, auf einer Stufe, wo sie halb Amphibie und halb Fisch waren und zugleich noch die Merkmale von Schnecken thieren und Würmern an sich hatten, die einst ihre Ahnen gewesen sein mögen. Ohne den Lanzettfisch würde unsere Kenntniß von der Entwicklungsgeschichte der höheren Thiere und des Menschen eine große, klaffende Lücke haben, eine weit größere Lücke als die ist, welche jetzt noch zwischen den menschenähnlichen Affen und dem Menschen besteht. Denn diese ist in der That so gering, daß niemals ein mit Verstand begabtes Thier im Zweifel gewesen wäre, den Menschen als einen Affen zu bezeichnen. Der Mensch ist aber in Bezug auf seine Stellung in der Natur immer sehr blind und hochmüthig gewesen, und deshalb ist es gut, wenn man ihm solche Zwischenformen, wie den Lanzettfisch, das Schnabelthier oder den Dubois'schen Menschenaffen, vor Augen stellen kann.

Vor Thau und Tag.

Von Clara Viebig.

Seit acht Tagen wohnten sie sich in der engen Dorfstraße gegenüber.

Man nahm nicht viel Notiz voneinander. Doktor Dorn lag am Morgen im Fenster und sah ihr nach, wenn sie rasch die Gasse hinunterschritt. Er fand, daß sie eine schlanke Gestalt hatte und einen festen Nacken — das war Alles. Sie anzureden, hatte er keine Lust; was sollte er mit Fräulein Anna Bröcker in besten Ferienzeit wollte er genießen und nicht den Galanten spielen — wozu? Man muß im Leben immer fragen: „Wozu?“ War sie nicht amüsant, so langweilte er sich mit ihr, war sie zu amüsant, verliebte er sich am Ende gar in sie — hier in dieser Einsamkeit nicht unmöglich — und wozu Beides?

Doktor Dorn pfliff leise und betrachtete sinnend den goldenen Verlobungsring an seinem Finger; nein, er liebte die Braut nicht, die ihm nun einmal das Geschick in die Arme getrieben hatte! Aber trotzdem, das junge, gesunde Mädchen würde eine gute Mutter seiner Kinder abgeben — sie würden deren eine Menge in die Welt setzen, ruhige, gesunde Kinder, nicht aus der Leidenschaft geborene; normale Menschen, aus verständiger Ueberlegung gezüchtet. Nebenbei war Fräulein Anna Bröcker in besten Vermögensverhältnissen, und er brauchte Geld. Er wußte, was es heißt, rechnen müssen, er war damit aufgezogen; Philosophie ist kein Brotstudium, das Privatdozententhum keine fette Pfründe. „Du mußt ein vermögendes Mädchen heirathen,“ hatten seine Eltern gesagt; jetzt waren die lange todt, aber ihr Wort war geblieben.

Er würde nun reich heirathen — selbstverständlich — nur noch ein bißchen warten, ein bißchen warten! Ihm graute mitunter vor dem hübschen Puppengesicht seiner Braut; das würde er dann sein ganzes Leben lang neben sich sehen, tagsüber an seinem Tisch, selbst des Nachts im Schlaf an seiner Seite. Man gewöhnt sich freilich an so etwas. Und doch war ihm ordentlich leicht, die acht Tage allein hier in dem verlorenen Bergneß.

Eine verrückte Idee, sich hier festzusetzen! Aber daß andere Leute ebenso verrückt waren, das zeigte drüben die schlanke Braune; jedenfalls hatte sie kein Geld, sonst wäre sie in einen Kurort gegangen, Frauen lieben die Einsamkeit nicht. Und doch schritt sie so fest und sicher auf ihren Füßen über das holprige Pflaster, als sagte jeder Tritt: „Ich bin allein auf mich angewiesen, ich brauche auch Niemand!“

Wer war sie eigentlich?

In einer Nacht träumte Dorn, er wußte am Morgen selbst nicht mehr recht, was; er besann und besann sich, er brachte den Traum nicht mehr zusammen. So viel war gewiß, ein ungeheures Etwas hatte sich im Schlaf über ihn gesenkt; mit festen, raschen Schritten war's auf ihn gekommen, hatte eine Hand nach ihm ausgestreckt — groß, gespenstisch und doch greifbar — er hatte sich geschüttelt und gewehrt: nein, nein! Das Etwas blieb. Lastend wie ein Schicksal drückte es ihm auf die Brust, auf die Stirn — mit einem Schrei war er emporgefahren. Diese verfluchten Nerven!

Er biß sich auf die Lippen und zwirbelte den Schnurrbart. Er war ärgerlich und stand zerschlagen auf mit einem lahmen Gefühl in den Gliedern; dann setzte er sich hin und schrieb seiner Braut in's Seebad, seinen feurigen Bräutigamsbrief, aber sie war ja zufrieden so. Sie war durchaus ein verständiges Mädchen, ein Mädchen, mit dem sich eine gute Ehe führen läßt.

Draußen war's heiß, in dem niedrigen Zimmer eine unerträgliche Schwüle. Mathe fliegen trocken über den Tisch und lebten sich an Händen und Stirn fest. Drüben, jenseits der Gasse im Schulhaus, sagten die Kinder alle zusammen eintönig einen Vers her, sie plärzten ihn larmoyant im Kirchenton; dazwischen schlug der Lehrer auf den Tisch und schrie: „Deut—li—cher! Noch einmal, noch einmal!“

Ein Karren, mit Dung beladen, holperte vorbei;

gerade vorm Haus blieben die zwei mageren Ochsen stehen und brüllten, die Mäder quetschten, der Dungegeruch zog in's offene Fenster — unerträglich! Doktor Erich Dorn griff nach Hut und Stock: in's Freie!

Es war schon spät, kein Morgen mehr, heißer verschlafener Vormittag. Grell beleuchtet gucken die Berge über die Häuserdächer, am Himmel runde, weiße Wolkenballen; die Augen thun einem weh, und doch ist keine Sonne. Die Luft dick, die Kohlblätter und das Kartoffelkraut in den Gärten schlaff wie schmutzige Wäsche.

Hinter'm Dorf, wo der Wald anfängt, stand der Mann still und wischte sich den Schweiß von der Stirn; langsam setzte er dann Schritt vor Schritt, es ging steil bergan. Auch hier keine Kühlung; die Bäume so dicht, daß kein Himmel hindurch sieht, und doch lastende Schwüle. Träg kriechen schwarze Käfer und große Ameisen über den Weg, sie sind nicht so eilig wie sonst, sie scheinen matt; an den Tannensstämmen sidert zäh ein Harztropfen nach dem anderen herunter. Endlos dehnt sich der Weg, immer wieder steigt er; der Gipfel des Berges scheint heute unerreichbar, und doch würden oben vielleicht frischere Lüfte wehen, Dunst und Hitze unten geblieben sein — aber vielleicht nur, vielleicht! Wozu dann die Anstrengung?

Müde ließ sich Dorn auf eine Bank am Weg fallen. Den Kopf lehnte er hintenüber an den Stamm der alten Buche und schloß die Augen. Es summt ihm in den Schläfen und im Herzen hatte er ein merkwürdiges Ragen. Er dachte an seine verstorbene Mutter; er entsann sich wohl, er hatte ihr als Kind einmal im Schooß gelegen — 's war ein heißer Tag wie heut' — erst hatte er gedankenlos in den blauen Himmel gestiert, und dann waren ihm die Augen zugefallen. Leise hatte sie gesungen und ihn eingelullt mit einer schläfrigen Melodie. Die Worte hatte er ganz vergessen, kindische Worte jedenfalls, nur der Refrain einer jeden Strophe schwebte ihm unklar vor:

„Und wenn das Kind erwacht,
Dann — dann —“

Ja, was dann?! Ein Stück Stuchen wohl oder sonst etwas Schönes, wie man es eben Kindern verspricht.

Der Mann lächelte; das Lächeln kleidete seinem weichen Mund gut, unter den Augen hatte er dann Fältchen wie eine nervöse Frau. Er lächelte und feufzte und öffnete die Lider nicht; die Stille umher hatte etwas Süßes, Erwartungsvolles. Sein Herz pochte wie vor einem seligen Augenblick, matt senkte es sich ihm auf den Leib, lässig zugleich und unwiderstehlich, angenehm und peinlich; er mochte nicht aufhören, den Zauber nicht zerstören. Gleich mußte die Melodie anheben, sie zitterte heimlich in der Luft, sie bebte im eintönigen Zirpen der Grille — still, still!

„Und wenn das Kind erwacht,
Dann — dann —“

Halt, was war das?! Ein Schritt, rasch, fest! Er öffnete die Augen.

Vor ihm stand die Nachbarin von jenseits der Dorfstraße. Der Hut hing ihr im Nacken, unter dem einfachen Kleid steckten die Füße in derben Lederschuhen. Sie kam ihm so groß, merkwürdig hoch vor; verlegen sprang er auf, ein „Guten Tag“ und eine Entschuldigung murmelnd.

Ohne Verwirrung, ruhig, mit einem lässigen Kopfnicken dankte sie ihm, dann sagte sie: „Sie erlauben wohl?“ und ließ sich am anderen Ende der Bank nieder, den Arm auf die Lehne gestützt.

Er sah sie von der Seite an — nicht mehr jung, die Augen dunkel umschattet, garnicht schön und doch anziehend, der Mund herb und doch mit vollen Lippen. Sie sah regungslos, ihr gerades Profil hob sich scharf wie eine Gemme, vom dunklen Blätterhintergrund ab; es reizte ihn, sie immer wieder anzusehen; er mußte an die Sphinx denken, deren räthselhafter

Ausdruck den Forscher lockt. Hinter dieser breiten Stirn, unter diesen schweren Lidern mußten Gedanken wohnen; das war kein Puppengesicht. Artig wendete er sich ganz nach ihr hin und küßte den Hut: „Gestatten Sie, mein Name ist Dorn, Erich Dorn, Privatdozent!“

„Freue Lang!“

Wie tief ihr Organ klang! Es war etwas Müdes, Verhaltenes drin; oder war's die Hitze, die den Ton drückte?

Freue Lang —?! Es ging ihm im Kopf herum, wo hatte er den Namen doch schon gehört, diesen etwas gesuchten Vornamen und den ganz gewöhnlichen Nachnamen? Wichtig! Zu Hause hatte ihm ein literarisch angehauchter Freund begeistert von dem Novellenband einer jüngst aufgetauchten Schriftstellerin erzählt — man versprach sich viel von ihr — und seine junge Braut, die zufällig zugegen gewesen, hatte ihm nachher erröthend gestanden, daß auch sie das Buch gelesen. „Aber nur die erste Geschichte,“ versicherte sie mit allerliebster Verschämtheit — „da habe ich genug. O Gott im Himmel, wie kann eine Frau nur solche Geschichten schreiben — so was zu denken, ist schon zum Todtschämen!“

„Es ist der Nothschrei eines verlangenden Herzens,“ so hatte der Freund gesagt.

Freue — Freue Lang — also das war sie?! Eine Art Schen kam über Erich Dorn, eine unangenehme Empfindung; das plötzlich erwachte Interesse an der Fremden erlosch zäh, wie es gekommen. In seinen Mußestunden gab er sich auch mit Belletristik ab, daher waren ihm Schriftstellernde Weiber von vornherein unsympathisch. „Ich könnte nie eine Frau heirathen, die besser schreibt als ich,“ hatte er sich oft gestanden. Nun, bei seiner kleinen Braut kam er wohl nicht in die Verlegenheit — Herr des Himmels, wie trocken waren deren Briefe!

„Es ist heiß heute,“ sagte die Fremde jetzt, „ich bin müde!“ Man konnte es ihr glauben; sie war bleich, die Mundwinkel etwas schlaff heruntergezogen, auf der Stirn unter dem weichen, braunen Haar perlten große Schweißtropfen.

„Sie kommen vom Berg herunter?“ fragte er.

„Ja, ich war oben!“ Ihr matter Blick belebte sich plötzlich, ein Ausdruck von Spannung trat in ihr Gesicht, langsam stieg die Röthe in die blassen Wangen. „Der Tag ist so wolkenverhangen und drückend, die Nacht lag es mir wie ein Alp auf der Brust; ich sehnte mich, die Sonne zu sehen, drum kletterte ich auf den Berg — als ob die da oben schiene, wenn sie hier unten nicht scheint! Ich stand und stand oben und sah mich vergebens um!“ Sie lachte kurz. „So wartet man und wartet man; man erwartet sein ganzes Leben!“

Eigenthümlich betroffen sah Dorn sie an; hatte er selbst nicht auch den ganzen Morgen die gleiche Empfindung gehabt? Eine wahre Sehnsucht empfunden, aus den Wolken heraus die Sonne zu sehen, eine Spannung auf das, was kommen mußte! — Und wenn das Kind erwacht, dann — dann —

Wie sie dasah, den Oberkörper leicht vorgeneigt, den Mund halb geöffnet, die Hände lässig im Schooß! So sitzt man in lauschender Erwartung. Sie schien ihm schön, ohne daß sie es war; ein geheimnißvoller Faden spann sich von ihr herüber zu ihm; er fühlte es und freute sich darüber. Es würde sich gut mit ihr verkehren lassen hier in den einsamen Tagen; auch gut mit ihr wandern, sie war keine Pierpuppe, sondern von kräftigem Wuchs, und die Falte zwischen den dunklen Brauen sprach von Nachdenken. Das war ein Kamerad! Doktor Dorn ärgerte sich, daß er die Schlanke hatte acht Tage die Gasse vor sich herschreiten lassen, ohne ihr in den Weg zu treten.

„Wir sind ziemlich allein hier in dem entlegenen Bergneß,“ meinte er. „Menschen, die Amüsament suchen, sind auch nicht am Plat. Ist es Ihnen nicht einsam hier, Fräulein Lang?“

„Einsam?“ Sie sah ihn groß an. „Nein! Nicht einsamer als sonst immer.“

„Freilich — Sie haben ja Ihre Gedanken, wie konnte ich fragen? Gestatten Sie, mein Fräulein, daß ich Ihnen meine Anerkennung ausspreche; ich weiß sehr wohl, mit wem ich die Ehre habe — Irene Lang — ein Freund, auf dessen literarisches Urtheil ich viel gebe, hat mir kürzlich mit Begeisterung von Ihrem Novellenbuch gesprochen. Selbst habe ich es leider noch nicht gelesen, aber ich werde es nachholen, rasch nachholen; jedenfalls werde ich dem Urtheil beipflichten!“

„So? Das glaube ich nicht. Dem Buch fehlt etwas!“ Sie schlug die Augen nieder, während sie sprach; ein mädchenhafter, schüchtern Ausdruck ließ ihr Gesicht jünger erscheinen, die stolze Gestalt sank in sich zusammen. „Ich bin nicht zufrieden mit dem Geleisteten, ich könnte Anderes schaffen, Besseres! Ha —“ ihre Brust dehnte sich, die Flügel der kräftigen Nase zitterten leicht, ein glänzendes, hoff-

nungsfreudiges Aufleuchten zog über ihr Gesicht — „ich würde Besseres schaffen, wenn — wenn —!“ Sie athmete rasch, dann stockte sie plötzlich.

„Run? Wenn — wenn —“ drängte er. „O, nichts!“ Sie schüttelte den Kopf und stand dann hastig auf. „Ich gehe jetzt nach Hause, es ist Mittagszeit. Adieu!“

Mit ausgestreckter Hand sprang er auf. „Sagen wir auf Wiedersehen, Fräulein Lang! Auf gute Nachbarschaft, ja?“ Er sah sie bittend und lächelnd an. „Wir sind hier, wie zwei Verschwundene auf einer Inselklippe; statt des Meeres rauschen grüne Wälder um uns und die Welt liegt hinter Bergen untergegangen. Ich meine, wir könnten hier ein bißchen zusammenhalten — ja, wollen Sie?“

Sollte man es dem klugen Rechenmeister, dem praktischen Philosophen zutrauen, daß er noch so viel vom großen Jungen an sich hatte? Zuweilen kam

der noch zum Vorschein, und dann war Doktor Dorn sehr lebenswürdig.

„Ja, wollen wir morgen zusammen hier auf den Berg steigen und die Sonne suchen? Vielleicht scheint sie uns! Ein Gewitter muß bald Klärung schaffen, die Luft ist drückend schwül.“

„Ja!“ Sie athmete schwer, und dann legte sie ihre Hand in seine; bis in die Fingerspitzen fühlte er das Blut unter der glatten Frauenhaut klopfen. „Auf Wiedersehen!“

Sie ging mit raschen, festen Schritten, und er sah ihr nach, bis der letzte Zipfel ihres Kleides verschwunden war. Kein Windzug machte das helle Gewand flattern, glatt und schwer wie ein schlaffes Segel hing es um die schlankte Gestalt.

Im Wald war es stumm, kein Insektengeurr, kein Blätterlispeln, bleiern die Luft — die Stille vor dem Sturm.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Maimorgen. Und wieder vollzieht sich vor unseren Augen das holde Wunder. Mit jedem Tage steigt die Sonne höher, mit jedem Tage entfesseln ihre wärmeren Strahlen neue Kräfte. Von keiner Jahreszeit wird der Mensch stärker berührt als von dem Frühling mit seinem quellenden Leben. Zu Selbstenagen hat sich der Sieg der Sonne in der Phantasie der Völker verdichtet; in fröhlichen Volksgebräuchen wird er noch heute vielfach auf dem Lande gefeiert. Jeder Einzelne erlebt den Frühling in sich mit — gewiß nicht Jeder in derselben Weise. Daß es verschiedene Temperamente giebt, kommt auf unserm Bilde, das Ernst Hildebrand gemalt hat, sogar sehr brossig zum Ausdruck. Da geht das eine der beiden Mädchen höchst sitfam einher. Um ihre Schultern ist ein schlingendes Tuch geschlungen; sie könnte sich ja an dem Maimorgen erkälten. Den Rock hebt sie auf, daß ihn der frische Thau nicht benege, und vor den fröhlichen Sonnenstrahlen behütet sie der Schirm. Aber auch sie hat eine seltsame Nüchternheit, von der sie sich keine Rechenschaft geben kann, überkommen. Leise singt sie vor sich hin. Im weißen Sommerkleide, sorglos, ohne Schirm, tänzelnd im Ueberflusse des Gefühls, häßt die Andere neben ihr her, zieht sie mit. Jauchzend schmettert sie ihr Lied hinaus. Ihr ist, als müßte sie die Welt umarmen. So geht's auf der Höhe hin unter blüthenbesetzten Obstbäumen. Das wird ein herrlicher Tag. Die Sonne hat sich siegreich durch die Nebel gekämpft. Drunten, am Fuße des Hügel, liegen zwischen blühenden Bäumen die Häuschen des Dorfes. Weithin dehnt sich das Land in gleißendem Licht. Ueberall Jubel. . . .

Frühlingsblüthen. Ein heller, sonniger Sonntagmorgen im Mai. Mit den Rothschwänzchen zugleich schier ist heute die kleine Anna aufgestanden, hat die Mutter gebeten und gedrängt, sie anzusehen, und hat keinen Fried gegeben, bis sie Ja gesagt. Und die Mutter hat sie gewaschen, fein, sauber und gründlich, hat ihr die kleinen, blonden Zöpfe geflochten und wie ein Krönchen um's Haupt gelegt, hat ihr den guten Rock angezogen und die weiße, frisch gewaschene Jacke, und hat ihr sogar ein weißes Strägeltchen umgethan, das man mit einem feinen Bande enger und weiter machen kann. Und schon war die Kleine aus dem Hause. Weit hat sie sich allerdings nicht fort getraut, das Mauererskind mag die prozigen Bauernbuben nicht. Gleich am Zaune neben der Dorfstraße, dort, wo der alte Birnbaum mit einem blüthenschweren Arm herüberlangt, hat sie Posto gefaßt, lauscht auf das Summen der Bienen über ihrem Haupte, sieht den schließenden Schwalben nach, betrachtet eine rausende Spatenhaare, freut sich an dem Sonnengeriesel, merkt, wie das Land weit hinten im Sonnendunst verschwindet. So schaut, sinnt und träumt die Kleine mit ernstigen Augen, Stunden lang, bis die Mutter sie wieder in's Haus ruft. Und dann kann sie sich ihrer Fragen kaum erwehren: was die Schwalben wollen, wenn sie schreien, warum die Spaten rausen, die doch noch so klein sind. Und sie weiß keine Antwort und sagt nur immer: „Aber Dummden!“ In sich hinein aber lacht sie, sie weiß, daß ihre Kleine ihr nachgerathen wird, daß sie einst mit hellen, ernsten Augen in's Leben sehen wird, wie es für ein Kind des Volkes natürlich ist. — Carl Vanger, der Schöpfer des Bildes, das unserm Holzschmitt als Vorlage gedient, lebt in Dresden und ist dort einer der Führer der Sezession. —

Feldblumensträuße. Mit den wilden Blumen hat man die Erfahrung gemacht, daß es keine erfreuliche Wirkung giebt, wenn man sie in der Vase bunt durcheinander mischt. Die Dotterblumen, Primeln, Anemonen nahmen sich am freundlichsten aus, wenn man sie wie die wilden Maiglöckchen mit ihren eigenen Blättern, deren Grün stets am zartesten zu der Blumenfarbe steht, in einer einfachen Vase oder einem Glase zusammenstellt. Die zarte Qualität ihrer Farbe und der Adel ihrer Form kommen dadurch reiner zur Geltung.

Für die Vereinigung verschiedener Blumen zu einem Strauße mit einheitlicher Wirkung fanden Naturbeobachter einen eigenen Weg. Wer sich vom Spaziergang wilde Blumen mitbrachte, lernte herausfinden, daß eine Zusammenordnung nur bei solchen eine edlere Wirkung giebt, die denselben Standort theilen. Seerosen und Kornblumen wirken, auch abgesehen von der unartigen Farbharmo- nie, befremdend, Seerosen und Bergfahnenmüch erwecken die Erinnerung an dasselbe Landschaftsbild. Aus diesem Gefühl stellte man sich ganz neue Aufgaben. Vor einer blumigen Wiese warf man die Frage auf: wie läßt sich in einem Strauße dieser Eindruck wiedergeben? Und der Versuch ergab bei treffender Auswahl eine Wirkung von ungeahntem Reiz. Der Brachader, die Haide, ein Stück Moor, der Waldrand, der Knid, die Lichtung stellten ähnliche Probleme, und das Ergebnis war nicht nur eine subtilere Harmonie der Farben und Formen, sondern obendrein eine ganz neue Welt von Erinnerungsbildern, eine Art Landschaftsmalerei in Blumensträußen.

Allerdings wird diese Kunst noch kaum ernsthaft ausgeübt. Aber wer sich ihr hingiebt, dem bieten seine Spaziergänge einen auf tieferer Beobachtung und eingehenderem Verständnis beruhenden Naturgenuß. Und wie den Kindern bei solcher Thätigkeit Herz und Sinne aufgehen!

Aus Lichtwark's „Kataebouquet und Blumensträuße“, München, Bruckmann.

Singende Flammen sind den Physikern bereits seit mehr als 100 Jahren bekannt. Wird über die Flamme irgend eines Gases oder über Dampf eine Röhre gehalten, so entsteht ein Ton, der von der Länge der Röhre abhängt, und zwar wird er um so tiefer, je länger die Röhre ist. Zieht man in einem schnell rotirenden Spiegel das Bild der Flamme zu einem Lichtbilde aus, so bemerkt man, daß die Flammenbilder im Spiegel keine ununterbrochene Linie bilden, sondern ein gezacktes Aussehen darbieten; man erkennt daraus, daß die Flamme nicht ruhig und gleichmäßig brennt, sondern beständig zusammenzuckt, fast erlischt, und dann gleich wieder aufblüht. Auch freie Gasflammen zeigen oftmals eine außerordentliche Empfindlichkeit, indem sie beim Sprechen und selbst bei leisen Geräuschen ihre Gestalt ändern und in heftige Zuckungen gerathen.

Eine noch größere Empfindlichkeit ist vor kurzem von Dr. Simon in Erlangen an elektrischen Vogenlampen beobachtet worden, so daß der Lichtbogen derselben geradezu als Telephon oder Mikrophon benutzt werden kann. In die Stromleitung des elektrischen Flammenbogens wird eine Drahtrolle (Induktionspule) eingeschaltet, in welche eine zweite Rolle hineingeschoben wird; diese zweite Rolle wird entweder mit einem Mikrophon oder Telephon verbunden. Spricht, pfeift, klopft, singt man gegen das Telephon oder das noch empfindlichere Mikrophon, so giebt der Flammenbogen die Töne auf das Deutlichste wieder, mit jeder feinsten Schattirung der Klangfarbe. Der im Mikrophon oder Telephon beim Sprechen erzeugte resp. veränderte elektrische Strom wirkt eben auf den Strom der Vogenlampe durch Induktion abwechselnd schwächend und verstärkend ein; so überaus gering diese Aenderungen auch sind, so reichen sie doch aus, in dem Flammenbogen kleine Temperaturschwankungen hervorzurufen. Allerdings erreichen diese Temperaturänderungen noch nicht einen halben Grad; trotzdem aber machen sie sich in der umgebenden Luft bemerkbar: bei der Abkühlung zieht sich die Luft etwas zusammen, bei der Erwärmung dehnt sie sich wieder aus. Es folgen Verdichtungen und Verdünnungen der Luft schnell aufeinander, genau so, wie beim Erdröden irgend einer Schallquelle, und dadurch wird der in einem fernen Raum am Mikrophon oder Telephon hervorgerufene Ton wieder erzeugt.

Ebenso können die Flammen umgekehrt wirken;

spricht man gegen den Lichtbogen, so wird jetzt umgekehrt durch die ankommenden Verdichtungen und Verdünnungen der Luft seine Temperatur abwechselnd geändert; dadurch entstehen geringe Aenderungen der Stromstärke, die, auf ein entferntes Telephon übertragen, dasselbe zum Tönen bringen.

Physikalisch sind diese Versuche überaus interessant: da die Temperatur des Flammenbogens etwa 3000 Grad beträgt, so erreicht die Temperaturänderung noch nicht den 6000. Theil dieser Größe, und doch ruft diese thermometrisch kaum nachweisbare Größe Luftbewegungen hervor, die wir mit unserem Ohre als Ton wahrnehmen. Ob diese Thatsachen auch technisch Verwerthung finden können, scheint bei der großen Verdolcommung, die das Telephon und Mikrophon bereits gefunden haben, allerdings zweifelhaft. Freilich kann man ja nie vorher wissen, was die Techniker oft aus anscheinend unbedeutenden Entdeckungen machen.

Der geborene Spindel. Dmitri Drill erzählt in seinem Buche „Die jugendlichen Verbrecher“: „Es giebt dabeilbst einen Sträfling, Namens Kataeff, der eine wahre Plage für seine Mitgefangenen und nicht minder für das Gefängnispersonal ist. Er ist ein schlauer, ungemein verschlagener und lebhafter, zugleich aber im höchsten Grade lieberlicher Mensch, der mit einem so unruhigen und thatenlustigen Charakter begabt ist, daß er auch nicht einen Tag leben kann, ohne irgend einen neuen Streich auszuführen oder auszuhecken. Bald suchte dieser Kataeff seinen Mitgefangenen allerhand aufzuschwätzen oder hinter irgend ein Verbrechen derselben zu kommen, bald fällte er Siegel, bald denunzierte er seine Genossen. Er wußte sich in das Vertrauen seiner Mitgefangenen einzuschleichen, indem er ihnen allerhand Rathschläge erteilte. Aus den Defecturen (Entsprungenen) wußte er den wahren Namen und ihre Vergehen heraus zu locken und gab ihnen dann heuchlerisch Anweisung, wie sie die Gerichte hintergehen könnten. Einigen Sträflingen, die Kataeff's Rathschläge befolgt hatten, war es wirklich gelungen, daß sie freigesprochen wurden, oder daß wenigstens die Zuchthausstrafe in Deportation verwandelt wurde. Dann aber, wenn Kataeff die Vergehen jedes Einzelnen kannte, berieth er sie, brachte die Beweise gegen seine früheren Genossen bei und stürzte sie so in's Verderben. Von diesen Denunziationen hatte er keinerlei persönlichen Vortheil, sondern that dies Alles nur, weil er ein feiges Vergnügen daran empfand, Andere leiden zu sehen. Schließlich wurden diese Denunziationen sein eigentliches Element, und bald genügte ihm Sträflinge und Gefängniswärter nicht mehr. Er begann nun Schriftstücke zu verfassen, die den Vorgelegten in die Hände gespielt wurden, schrieb anonyme Briefe an die höheren Beamten, in denen er eine Menge Personen in den verschiedensten Städten und Provinzen des russischen Reiches als aller erdenklichen Verbrecher schuldig denunzierte. Er ließ Strafen über Strafen auf die Gefängniswärter herabregnen, er denunzierte seine Mitgefangenen den Beamten, denunzierte diese Beamten selber wieder ihren Vorgelegten und verlangte alle Augenblicke, den Polizeichef zu sprechen, um ihm ein außerordentlich wichtiges Staatsgeheimniß anzuvertrauen. Wenn er von den Gefängniswärttern irgend eine Vergünstigung erlangen konnte, so denunzierte er die betreffenden Wärter gleich darauf eben wegen dieser ihm gewährten Vergünstigungen.“

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.